

# Die Zigarre

Autor(en): **Xavier, Lui**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **16 (1940)**

Heft 23

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-757489>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Zigarre

Ein Dialog von Lui Xavier

Auf der Straße. Zwei Herren, einer von ihnen grüßt ein vorübergehendes Ehepaar.

Erster Herr: Wer waren die beiden?

Zweiter Herr (sieht dem Paar versonnen nach): Was glauben Sie, wie lange die beiden verheiratet sind?

Erster Herr (lächelnd): Honigmond, sechs, sieben Wochen...

Zweiter Herr: Sagen Sie Jahre, dann reicht es nicht ganz.

Erster Herr: Was??? — Und immer noch so zärtlich?

Zweiter Herr (nachdenklich): Ja, immer noch so zärtlich. — Ich will Ihnen eine kleine Geschichte erzählen, ganz im Vertrauen (bleibt stehen, wendet sich halb zurück). Sehen Sie, dieser Herr kommt eines Abends nach Hause, rasiert sich sehr sorgfältig, kleidet sich um, Smoking, Lackschuhe, kurzum pikfein. Dann sagt er zu seiner Frau — und es klingt etwas nervös und hastig: «Hör mal, Kleine, ich bin heute bei X-Ypsilons eingeladen und werde wahrscheinlich erst spät zurückkommen. Warte nicht auf mich.» Er drückt ihr noch einen flüchtigen Kuß auf die Stirne... und schon ist er fort.

Die Frau lächelt glückselig. — Liebevoll richtet sie den Tisch für zwei Personen, sucht sich ihr schönstes Kleid hervor — irgendein enganliegendes Samtgedicht — und wartet erregt und gespannt auf einen Telefonanruf. — Endlich klingelt es, eine Männerstimme fragt: «Bist du heute abend allein?»... und sie: «Ja, mein Mann ist vorhin gegangen, er wird sehr spät nach Hause kommen.» Darauf die Stimme: «Gut, in fünf Minuten bin ich bei dir.»

Genau fünf Minuten später steht der angemeldete Besucher auch schon vor der Türe, einen großen Strauß roter Rosen hinter dem offenen Abendmantel bergend. Die beiden setzen sich an den hübsch dekorierten Tisch, plaudern allerliebste... Etwas ungemein Zartes, Duftiges weht hinüber und herüber. —

Und das passiert alle Jahre einmal an einem ganz bestimmten Abend.

Erster Herr: Passiert alle Jahre einmal, sagen Sie?

Zweiter Herr: Alle Jahre einmal! — Nachdem die beiden ihren Tee getrunken, ihren Kuchen gegessen, erhebt sich der Besucher, küßt der Hausfrau galant die Hand, wünscht ihr eine gute Nacht und... und sucht das Fremdenzimmer auf...

Erster Herr: Das Fremdenzimmer??? Aber...

Zweiter Herr: Ja, unterbrechen Sie mich doch, bitte, nicht immer! — Nach einiger Zeit klopf die kleine Frau schüchtern und verschämt an die Tür des Fremdenzimmers, huscht hinein... und liegt in den Armen ihres Mannes.

Erster Herr: Aber, Sie sagten doch, ihr Mann sei fort, es wäre ein anderer...

Zweiter Herr: Nichts sagte ich von einem «ändern», lassen Sie mich zuerst zu Ende erzählen. Der Besucher ist gar nicht «ein anderer». Es war der eigene Mann, der telefoniert hatte. — Verstehen Sie denn nicht: Die beiden spielen nur! — Alle Jahre spielen sie ihr «sich Finden». Immer mit gleichem Charme, gleicher Erregung und gleicher Beglückung — sie spielen ihr ganzes Leben!

Wenn er Holz holt, ist er der Hausknecht. Näht sie ihm einen Knopf an, ist sie das nette Schneider-Fräulein. ... Bald ist er der Johann und sie das Kammerkätzchen, dem er verliebt den Hof macht, bald ist sie die Sekretärin an der Schreibmaschine, und der gestrenge Herr Chef diktiert ihr zwischen zwei Sätzen auch noch ein paar Artigkeiten dazu. — Dann wiederum rumort er im ganzen Haus herum, hat eine blaue Schürze um und mimt den Schreinermeister, während sie, fröhlich ein Liedchen trällernd, das Wäschermdädchen markiert.

Sehen Sie, die beiden haben das Glück «neu erfunden». Er hat immer reizende Einfälle, ist unerschöpflich, ihr kleine Freuden zu bereiten, nette Aufmerksamkeit, und sie hat das goldene Herz des Kindes.

Dabei sind es ernste Menschen, die einen Blick ins Leben getan und sogar schwer durchmustern. Ein Scherzwort, ein Kuß hilft ihnen alles Unangenehme überwinden. So haben sie sich auch in der Ehe ihre Kinderseelen bewahrt, und ihre Liebe wurde unzerstörbar.

Erster Herr: Merkwürdig, sehr merkwürdig, und wie lange treiben sie schon dieses... «Spiel in der Ehe»?

Zweiter Herr: Acht Jahre! — Aber das Merkwürdigste ist: Vorher war die Frau zehn Jahre lang mit einem andern verheiratet. Mit einem ziemlich einseitigen, begriffsstutzigen Mann. — Der verstand die Schwärmerin absolut nicht, sperrte sie wie ein böser Zauberer in einen goldenen Käfig — bis ihr erträumter Held kam und sie

mit Elan herausholte. — Oh, das war eine böse Zeit! — Aber endlich begriff ich doch, daß Glück ganz besonders beschaffen und gepflegt sein müsse...

Erster Herr: Wieso denn Sie?

Zweiter Herr (seufzt): Ach, sie war einmal meine Frau... ja, und eine Zigarre, eine simple Zigarre spielte jenen bewußten Stein, der bekanntlich alles ins Rollen bringt. (Kleine Pause.) Hören Sie weiter:

Ich hatte meiner «damaligen» Frau ein paar Wochen Ferien bewilligt. Ich selber konnte nicht mit, aus verschiedenen, rein geschäftlichen Gründen. Sie freute sich kindlich darüber, endlich einmal ohne gesellschaftliche Pflichten sich selbst zu gehören. Sie sagte mir das ganz offen, sie ist unglaublich geradlinig.

Auf dem Bahnhof stand ein gut aussehender Herr mittleren Alters. Freudig erregt schien er die Ankunft des Zuges nicht erwarten zu können. Er zündete sich eine dicke Zigarre an, wahrscheinlich nur zur Ablenkung. Als der einfahrende Zug hielt, warf der Herr die kaum angerauchte Zigarre in weitem Bogen fort und eilte auf eine aussteigende Dame zu.

Meine Frau sah es auch und vergaß darüber, wie sie mir später erzählte, beinahe einzusteigen. Mit glanzlosen Augen blickte sie durchs Coupéfenster in die lachende Frühlingslandschaft. Sie fand keine Beziehung mehr zu ihrer Reise, alle ihre Fröhlichkeit war ausgelöscht. Sie war sehr deprimiert und ärgerte sich über die plötzliche, unerklärliche Unlust... Was war denn so Ungewöhnliches an der herzlichen Begrüßung dieser ihr völlig fremden Menschen?

Und auf einmal wußte sie es: die Zigarre! (Kleine Pause.)

Ich erinnere mich noch ganz deutlich, wie damals die Zigarre auf dem Perron aufschlug, daß die Funken nur so stoben. Sie rollte und fiel über den Rand des Bordes... die frisch angerauchte Zigarre! Das alles sah meine Frau ebenso. (Kleine Pause.)

Ich muß hier noch einfügen, daß ich manchmal die Zigarre kaum aus dem Munde nahm, wenn ich sie begrüßte... Sie sagte, sie könne sich ihren Herrn Gemahl ohne Zigarre überhaupt nicht vorstellen.

Erster Herr: Mein Gott, das ist doch nicht so schlimm...

Zweiter Herr: Doch, doch, denn auf einmal fiel ihr die ganze Gleichförmigkeit ihres allzu behaglichen Daseins auf. In ihrem bisherigen Leben gab es keine Erhebung,

keine Senkung. — Wir Männer kümmern uns gewöhnlich viel zu wenig um den Seelenzustand unserer Frauen. — Ich liebte sie, das war sicher, aber heute weiß ich, daß ich meine Zigarren, meine Zeitungen, meine Vereine, meine Gewohnheiten ebenso sehr liebte — leider! Sie war meine Frau, und ich nahm ihre Gegenwart als selbstverständlich hin... du lieber Gott, ich war ein törichter, egoistischer Narr, als ich die kaum achtzehnjährige heiratete und glaubte, die eigene Gefühlsarmut mit Geld aufwerten zu können. Ich bin reich, und meine Frau hatte alles, was sie sich wünschte. Alles, nur nicht mich. Das machte ihr luxuriöses Leben leer und öde. — Während sie auf jener verhängnisvollen Reise in die vorüberziehende frühlingsfreie Landschaft startete, überfiel sie eine bange Sehnsucht, und in ihr reines Herz schlich sich verschämt der Wunsch: wenn doch am Ende dieser Reise, wenn doch dort jemand stünde, der sie in die Arme nähme, ohne sich zu besinnen, nur um ihrer selbst willen. — Einer, der nicht gleich hinterher nach der Zeitung oder der unvermeidlichen Zigarre greifen würde.

Sehen Sie, und am Ende der Reise stand so einer! Ein Mann, gegen den ich mit allem meinem Reichtum nicht aufkommen konnte. — Ich habe ihn später kennengelernt, und ich gestehe ehrlich: Trotzdem ich ihn haßte, mußte ich ihn auch bewundern. Er gehörte zu jener Sorte von Männern, die mit den Beinen breitspurig und sicher auf unserer soliden Erde stehen, aber in Gedanken über der Erde schweben. Er kann arbeiten und dazu noch lachen, während die meisten von uns verbissen krampfen und dabei das Lachen verlieren...

Was nützte es, daß alle die Verwandten, Tanten und Bekannte kamen, ihr Moral und Sitte vorhielten und ihr zuredeten: «Du hast es doch so gut, hast ein gemütliches Heim, hast dein Auto, deine hübschen Kleider, was willst du denn mehr? Wir können deine Sehnsüchte nicht begreifen, ma chère!»... Wahre Liebe läßt sich nicht beirren.

Ich mußte einsehen, daß ich mir unter Glück etwas sehr Banales vorstellte, und ich sah es auch ein. — Ich wehrte mich eigentlich nur aus Prestige Gründen, aus gekränkter Eitelkeit, und da verlor ich erst recht. Auf ihrer Seite kämpfte lebenswarme Liebe, auf meiner nur juristisch-kühle Vernunft... Nun, die feinfühligere Frau wollte nicht mehr mein reiches Haus dekorierten und mit lächelndem Munde meine Gäste empfangen... Sie zog es vor, in einer kleinen Stadtwohnung glücklich zu sein...

## Wir Zivilisten

Diskretes Husten, Atem und dann etwas kräftiger, noch etwas kräftiger (leise denkend: es ist nun einmal eine reale Tatsache, daß wir da sind) — es ist vielleicht unstatthaft, nicht zeitgemäß — aber wenn ich über unsere zahlreichen grauen Häupter und auch solche, die es durchaus nicht sind, sondern im frischesten Grün stehen, blicke —, dann fasse ich Mut (obiger Denksatz wird nun gesprochen wiederholt) und vermelde gehorsamst:

Wir sind da!

(Erhebt sich die Gegenfrage — «Was — Wer wir?» dann im Chor):

Wir Zivilisten sind wahrhaftig auch da!

Wir Zivilisten — wie schaurig großartig das klingt — obwohl wir nicht einmal einen Wachtmeister, einen Hauptmann, geschweige denn einen General haben. Wir sind verdammt rückständig.

Obwohl wir noch vorläufig und gemeinhin die Vorrechte eines freien zivilen Lebens genießen, als da sind: Matratze, Pyjama, die Wonne des Kragenbindens, das Luftfeinziehen aus jeder Himmelsrichtung, den souveränen Blick über die Speisekarte, auf der man wählen (von Wahl) kann, und einiges andere.

Aber, bitte, uns nicht zu beneiden, um Gottes willen nicht beneiden — ihr Nichtzivilisten! Was haben wir seit den Tagen der Mobilmachung ausstehen und erdulden müssen. Welche Himmel der erhabensten Art sind uns eingestürzt! Jedes Individuum, das sich dank besonderer Umstände zwischen den großen Schranken Zi-

vilisten — Nichtzivilisten bewegen darf, wittert in uns einen Menschen mit irgendeinem mehr oder weniger diskreten Defekt. Der schönste Anzug auf Taille nützt nichts mehr; irgendwo, zwischen Gilet und Knie, muß die Prothese klappern — auch wenn sie nicht klappert — ja gerade dann! Der überzeugendste Langstreckenlauf, die erhabenste leichtathletische Leistung vor den Augen einer stolz-schönen Frau ist ohne den Effekt von früher: so entzückend zwar sein enganliegendes schwarzes Haar blänkert, irgendwo, und sei's am Popo, muß er einen faustgroßen Herzklappenfehler haben, und sie schlägt ihm zart mit dem Schirm auf die Schulter und flüstert: «Zivilisten!» In den Warte-, Lesesälen und Bibliotheken kommen alte, fachmännisch bezwickerte Mummelgreise auf dich zu, ihr Bernhardinerblick trieft vor Mitleid, sie tätscheln deinen Arm und flüstern leise und bedeutungsvoll: Tuberkulose, Krebs — Und einer sagt: Es ist ja wahr, das Militär ist keine Heilanstalt! Und bald, nach irgendwelchen infamen Freudschen Gesetzen hat man's dann auch, es zwickt hier und zwickt dort. Tante Vreni erinnert sich deiner Kindheits-Skrofulose und schickt zwei Kilo Kraftmehl. Auf dem Büro hat sich zum inständigsten Aerger des jungen Mannes das zarterotische Hin und Her mit den Tippfräuleins in eine derchristliche Caritas verwandelt, und irgendwo, einsam auf einem kleinen Oertchen, weint der Zivilist bittere Tränen...

Wie war vordem, ach, der Himmel der Männlichkeit und sieghaften Eroberung so blau!

St.